

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 162. Bromberg, den 29. September 1925

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die beiden Jäger hatten inzwischen den Hof verlassen. Es wehte weich und frühlingswarm; die Sonne stand noch hinter Dunstschleiern, mußte sich aber bald durchkämpfen.

„Habe ich recht behalten, Herr Doktor? Südwestwind!"

„Herr Geheimrat sind ein guter Prophet!"

„Vor allen Dingen liegt eine vierzigjährige Jagdpraxis hinter mir. Da hat man so etwas im Gefühl. Und ich denke auch, wir werden heute nicht vergebens hinausgehen."

„Hoffentlich, Herr Geheimrat. Übrigens — der Förster ist auch draußen, nicht wahr?"

„Nein, Herr Doktor."

Und nach einer Pause:

„Wissen Sie, ich möchte mich vor Ungerechtigkeiten des Gefühls hüten. Man soll auch nicht voreingenommen sein und niemanden nach persönlicher Vorliebe oder Abneigung beurteilen. Trotzdem kann man sich davon nicht frei machen. Und gegen diesen Dudday hege ich vom ersten Tage an eine leise Abneigung. Sie ist unberechtigt; sicherlich. Denn in dem halben Jahr, das er hier auf Warrischken ist, habe ich noch keinen Grund zur Klage gehabt. Er ist vielleicht keine erstklassige Kraft, aber tut seine Pflicht. Und überdies hatte ihn mir Herr von Schreewen damals als ganz besonders gewissenhaft empfohlen."

„Herr von Schreewen?"

„Ja; und zwar auf Grund mehrjähriger persönlicher Erfahrung."

„Ich verstehe nicht, Herr Geheimrat."

„Nun — der Dudday ist bei ihm lange Jahre Förster gewesen; bis Herr von Schreewen sein Gut verkaufte."

„Ein großes Gut, Herr Geheimrat?"

„Doch immerhin an 2000 Morgen. Ich glaube irgendwo in Mecklenburg oder Schleswig-Holstein."

„Seit wann hat er es nicht mehr, Herr Geheimrat?"

„Seit etwa zwei Jahren. Aber weshalb fragen Sie, Herr Doktor? Wenn ich mich entsinne, kannten Sie ihn doch schon früher?"

„Von Berlin her; vor anderthalb Jahr; aber eine ganz flüchtige Begegnung, bei der wir kaum ein Dutzend Worte wechselten. Wissen Herr Geheimrat übrigens den Grund, weshalb er sein Gut verkaufte?"

„Wahrscheinlich wirtschaftliche Schwierigkeiten. Natürlich ist das nur eine Vermutung. Aber so ungefähr mag sie wohl zutreffen; denn sonst hätte er es kaum nötig gehabt, eine bezahlte Stellung anzunehmen. So was tut man doch nur unter unbedingtem Zwang. Nachträgliche Abhängigkeit, wenn man so selbständig war, muß sehr bitter sein."

„Dies Gefühl habe ich allerdings auch."

„Ja; und sehen Sie, deshalb tut er mir in gewisser Weise leid. Im übrigen weiß ich eigentlich sehr wenig von ihm und seinen persönlichen Verhältnissen. So ist mir zum Beispiel nicht ganz klar, ob er verheiratet ist."

Hans Torunn verhielt den Schritt.

„Verheiratet, Herr Geheimrat?"

Auch der Gutsherr war stehen geblieben; er beugte sich herunter und streichelte dem Deutsch-Kurzhaar, der sich an ihn drängte, den Kopf.

„Ja — verheiratet oder verheiratet gewesen oder in Scheidung begriffen . . . irgend so etwas wurde mir 'mal von einer Seite, deren ich mich heute nicht mehr entsinne, zugetragen. Es wäre mir natürlich ein leichtes, darüber Klarheit zu erlangen. Denn ich könnte ihn ja einfach fragen oder brauchte nur bei unserem Amtsvorsteher eine Erkundigung einzuziehen. Doch das tue ich nicht; hat er nicht selbst genug Vertrauen zu mir, dann dränge ich mich nicht in seine persönlichen Angelegenheiten. Und schließlich kann es mir ja auch genügen, daß er ein tüchtiger Beamter ist. Haben Sie nicht auch diese Empfindung?"

„Durchaus. Herr von Schreewen ist zweifellos ein gediegener Landwirt."

„Um so mehr wundere ich mich, daß er es nicht verstanden hat, sich seinen eigenen Sitz zu erhalten. Aber wer weiß, was da alles für Dinge mit hineinspielen .— Und nun kommen Sie weiter, Herr Doktor. Wir müssen uns ein wenig beeilen; sonst verpassen wir die beste Zugzeit oder der Wind springt noch um."

Den Rest des Weges sprachen sie wenig. Hans Torunn hing seinen Gedanken nach. Dieser Herr von Schreewen interessierte ihn plötzlich ungemein. Auch er vertrat von jeher den Grundsatz, den auch eben der Geheimrat ausgesprochen; — fremde Angelegenheiten niemals zu den eigenen zu machen. Doch in ihm war jetzt eine schattenhafte Ahnung, daß der Warrischkener Inspektor irgendwie in seinem Leben noch einmal eine Rolle spielen werde.

•

Die Stunden in der Krähenhütte vergingen wie im Fluge. Der Forstmeister Hilbers hatte nicht zu viel behauptet — der Uhu war wirklich tadellos abgerichtet. Das ließ sich schon daran erkennen, wie er aus seinem Transportkäfig willig auf die Stange schlüpfte und sich fesseln ließ. Er saß auch nicht phlegmatisch und halb verschlafen auf dem Reizpfahl, sondern markierte ausgezeichnet. Da überdies gerade jetzt die Sonne durchbrach und der Wind stetig aus Südwest wehte, so zog kaum ein Raubvogel vorbei, ohne auf den verhaßten Uhu zu stoßen. Es hieß wirklich: mit der Flinte schnell bei der Hand zu sein und das Hakenschlagen abzupassen, sollte der hingeworfene Schuß nicht sein Ziel verfehlen. Aber die beiden Herren erwiesen sich an Treffsicherheit einander ebenbürtig. Und als sie aus der Hütte wieder aufbrachen, hatte der Geheimrat zwei Wanderfalken, einen Merlin und einen Hühnerhabicht geschossen, während der Volontär einen Sperber, einen Würgfalken und im letzten Augenblick noch einen Rohrweih heruntergeholt hatte.

Die beiden Jäger konnten von dem Ergebnis in der Tat hochbefriedigt sein — besonders, da der heutige Vormittag so manchem Junghasen und so manchem Brutvogel das Leben gerettet hatte. Den Heimweg legten sie langsam zurück. Jetzt kam die Gegenwirkung dieser stundenlangen Nervenanspannung und scharfen Aufmerksamkeit. Das Gesicht des alten Herrn hatte wieder den müden, fast verfallenen Ausdruck, über den der Doktor schon gestern früh gestutzt.

Man mußte den Versuch machen, ihn seinen fruchtlosen Grübeleien zu entreißen.

„Finden Herr Geheimrat nicht — die Hüttenjagd ist eins der spannendsten Kapitel im deutschen Weidwerk?"

Über die Züge des Gutsherrn irrte ein zerquältes Lächeln.

„Wenn ich sie betreibe, Herr Doktor, dann vollziehe ich eigentlich immer einen Akt der Pietät und der Selbstkasteiung. Denn meinem Jungen ging die Hüttenjagd über alles — ganz gleich, ob es die Birsch auf den Rehbock oder der Ansitz auf den hochgeweihten Kapitalhirsch war. Er schwur auf die Hüttenjagd und nahm jede Gelegenheit wahr, sie auszufüllen."

Hans Torunn erschrak über die Wirkung seiner Worte bis ins Innerste hinein.

Sein Begleiter aber hub schon wieder an zu sprechen.

„Der Viktor hatte sich im Laufe der Jahre und trotz seiner Jugend schon eine Sammlung zusammengeschossen, die als Sehenswürdigkeit gelten durfte. Und noch kurz vor seinem Tode — als einmal das Gespräch darauf kam — schwärmte er mir davon vor, wie er künftig hier auf Warrischken nur noch die seltensten Raubvögel schießen wollte; das andere Zeug könne der Förster dann ja unschädlich machen. Er war eben durch und durch weidgerechter Jäger, wie er ein ungewöhnlich begabter Offizier und ein seltener Charakter war. Man trifft solche Harmonie innerlicher und äußerlicher Eigenschaften nicht häufig, Herr Doktor. — Mein Junge aber hatte sie. Und dabei bin ich nicht blind, dabei habe ich mein Lebtag nichts von der Affenliebe mancher Väter gewußt. Aber ich darf mich doch nicht selbst belügen; man darf doch nicht von mir verlangen, daß ich nur einfach stillschweigend an dem allen vorübergehe, als wäre es nicht gewesen."

„Kein Mensch wird das verlangen, Herr Geheimrat."

Der Geheimrat hatte ruckhaft den Schritt verhalten. Sein vorhin noch so müdes Gesicht straffte sich in scharfer Spannung. Um seine Lippen war ein ruhelose Zerren und Zucken und die sonst so beherrschte abgemessene Disziplin der Stimme war jählings fort. Jeden einzelnen Satz sprach er betont, abgehackt, förmlich unterstrichen.

„Mein Viktor, Herr Doktor, war ein ganzer Kerl; vom Scheitel bis zur Sohle. Der Herrgott hat ihn mir genommen; ich muß mich darein finden und ich hab mich darein gefunden. Und wenn wir durch eine tragische Verkettung der Umstände ihn nicht einmal hier begraben konnten, so mußte auch das ertragen werden! Aber das Letzte eben — das ist ja so schwer und bitter. Oft schon war ich draußen im „Rosengrund" und hab mir da den Platz angesehen, wo er heut liegen müßte und wo ich ihn dann jeden Tage besuchen könnte. Es hat eben nicht sollen sein; aber glauben Sie mir, Herr Doktor: manches ließe sich dann leichter ertragen . . . wenn ich ihn hier hätte . . . — meinen Jungen!"

Er schwieg plötzlich. Er strich sich mit schwerer Hand über die Stirn. Er schüttelte grübelnd den Kopf und murmelte: „Kommen Sie, wir wollen weiter gehen."

Hans Torunn aber hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wußte nicht, welchen Quellen der entsprang; er wollte es auch gar nicht wissen. Er war nur entschlossen, ihn sofort in die Tat umzusetzen. Denn hier gab es keine Zeit mehr zu verlieren.

„Herr Geheimrat, ich möchte gleich eine Angelegenheit erledigen, die mich betrifft. Ich erhielt vorgestern den Brief eines mir bekannten Herrn . . . eines Herrn von Ryssow."

Der Name war ihm unwillkürlich entschlüpft; eigentlich hatte er ihn gar nicht erwähnen wollen. Es tat ja auch nichts zur Sache.

Der Gutsherr aber sagte blinzelnd:

„Ryssow, Ryssow — Deuwel, irgendwann ist mir doch mal im Leben ein Ryssow über den Weg gelaufen. Na, ich komme im Moment nicht darauf; es ist ja auch gleichgültig. Ich bitte — und?"

„Dieser Herr von Ryssow war im Ausland gewesen und kam nach Berlin zurück — wenige Tage, nachdem ich es verlassen hatte. Er hat mir sofort geschrieben; und nun möchten wir uns gern mal wiedersehen."

„Sie wollen nach Berlin fahren?"

„Ja, Herr Geheimrat; auf ein paar Tage natürlich nur. Denn es ist vollständig unbestimmt, wie lange er dort bleiben wird."

„Also fahren Sie in Gottes Namen, Herr Doktor; und vergnügen Sie sich Ihre paar Tage und kommen Sie gesund wieder. Überhaupt — Sie brauchen doch mich nicht um Erlaubnis zu fragen und brauchen keinen Urlaub; Sie sind hier absolut Herr Ihrer Zeit."

„Es ist selbstverständlich, daß ich Herrn Geheimrat trotzdem frage."

„Sehr korrekt! Aber nee, lieber Doktor — sowas wollen wir lieber gar nicht einführen. Keine gegenseitige übertriebene Rücksichtsnahme, das beengt nur beide Teile. Also nochmals — fahren Sie in Gottes Namen. Wann gedenken Sie? Morgen früh?"

„Ich möchte eigentlich heute abend den Nachtzug benutzen. Er führt ja Schlafwagen. Und selbst wenn es nicht der Fall wäre — ich spare glatt einen ganzen Tag."

„Ist recht. Und nun komme ich! Ich habe nämlich auch einen Wunsch."

„Wenn ich ihn erfüllen kann . . ."

„Natürlich können Sie. Also hören Sie, lieber Doktor — würden Sie mir gestatten, in Ihrer Abwesenheit ein paarmal den „Hanne" zu reiten?"

„Aber herzlich gern, Herr Geheimrat."

Der alte Herr streckte ihm die Hand entgegen.

„Wirklich. Na, das rechne ich Ihnen hoch an. Im allgemeinen gibt man seine Pferde doch nicht gern in fremde Hände."

„Im allgemeinen tu ich es auch nicht und halte es mit dem arabischen Spruch: Pferde, Gewehre, Hunde und Frauen gehören nur in die Hand des eigenen Herrn. Hier aber freue ich mich geradezu, daß Herr Geheimrat an dem Fuchs solchen Gefallen gefunden haben."

„Ja, gleich vom ersten Augenblick an!" . . . bekräftigte der alte Herr und hieb mit dem eichenen Krückstock durch die Luft . . „Ich hab' doch selbst drei Gäule — aber der „Hanne" ist ein Staatskerl. Wenn Sie sich das Pferd nicht selbst durchgeritten und zurecht gemacht hätten — ich gebe ehrlich zu: ich würde unter jeder Bedingung sehen, es in meine Hände zu bekommen. Aber wie die Verhältnisse liegen, mach' ich erst gar keinen Versuch."

Der Doktor Hans Torunn stand in seinem Schlafzimmer vor dem geöffneten großen Rohrplattenkoffer, den er sich vom Boden hatte herunterholen lassen; und um ihn auf Bett und Stühlen ein Gewühl von Anzügen und Wäsche und Toilettengegenständen.

Bei jedem einzelnen Stück überlegte er, daß es doch eigentlich lächerlich sei, sich damit den Koffer zu beschweren.

Auf die paar Tage, und wo er doch in längstens einer Woche wieder hier war. Aber als er endlich abschloß, da war der Koffer gefüllt, als ginge es vier Wochen in ein Modebad.

Fertig!

Er war aufgesprungen; er stand mitten im Zimmer, in das die tiefstehende Nachmittagssonne hineinblinzelte. Er atmete rasch. Er dachte glückselig: „Jetzt werd' ich sie wiedersehen!"

Was hatte ihn eigentlich dazu getrieben, mit dem Geheimrat so unvermittelt von seinem Reiseplan zu sprechen, der noch vor wenigen Minuten noch gar nicht dagewesen war? Einzig das Mitleid? Ehrenwort — einzig nur das Mitleid mit diesem müden, zerbrochenen, alten Mann, der sich nach seinem toten Jungen sehnte, und der brennende Wunsch, diesen Plan, der da aus dem Nichts jählings in ihm zum Leben erwacht war, nun auch zu verwirklichen! Das war aber nur möglich, wenn man es so lange tat, als Martine sich noch in Berlin aufhielt.

Und nun war das nicht mehr das einzig Ausschlaggebende. Nun dachte er noch daran, daß er Martine wiedersehen würde. Eine heiß drängende, ungebärdige Freude fieberte in ihm.

Seit vorgestern am Frühstückstisch der Geheimrat ihm, Hans Torunn, versichert hatte, daß Martine nicht verlobt sei — seitdem lief er ja in einer so verrückten Stimmung herum, wie er sie bisher nie an sich kennen gelernt. Immer war es so, als liege ihm ein leiser Schleier vor dem Gehirn, der ihm das klare Denken verwehre. Was der alte Herr da erzählt, das war ja auch eine Tatsache, mit der man sich erst mal abfinden mußte — eine Tatsache, die die letzten anderthalb Jahre einfach über den Haufen warf. Verrückt war es, geradezu unmöglich, daß sowas stimmte. Man konnte sich doch nicht einfach all die Zeit vom Schicksal haben narren lassen. Und doch wußte Hans Torunn längst, daß der Geheimrat die blanke Wahrheit gesprochen. Denn eben jener Viktor, dessen Namen Martine damals geflüstert, der war ja ihr einziger Bruder gewesen.

Nein — trotz alledem und alledem hielt es schwer, daran zu glauben, daß man sich selbst ohne Not anderthalb Jahre bitterlich kasteit hatte, daß manche leichtsinnige, unüberlegte Stunden, die man unter dem Niederdruck dieser falschen Überzeugung sich hatte zuschulden kommen lassen, vollkommen überflüssig, ja widersinnig gewesen. Alles, alles war nicht nötig gewesen.

Herrgott — es war doch gut, daß der Jost von Ryssow sich wieder gemeldet hatte. Und wenn es ein paar Stunden gab, mit denen man beim besten Willen nichts anzufangen wußte, dann konnte man sich auch mal mit ihm treffen. Schon aus Dankbarkeit, daß er seinen Brief gerade zur rechten Zeit geschickt. Mit ihm und mit ein paar Leuten, die sonst liebe, gute, nette, vernünftige Kerle gewesen waren. Natürlich — weshalb nicht?

Aber das war alles ja gleichgültig.

Martine von Laar war in Berlin. Und hatte ihm mit eigener Hand ihre Adresse auf einen Zettel geschrieben. Fast — ja wahrhaftig, fast als ahnte sie, daß . . . —

Was denn? Junge! Alter Hans Torunn — sei nicht so verrückt! Nimm mal schleunigst deine Nerven an die

Kandare, sonst gibts nachher wieder eine heillose Enttäuschung!

Meinetwegen! Wenn es die schon gab! Aber die Vorfreude konnte einem deshalb doch keiner nehmen!

Und das Programm stand schon bombenfest.

Also er würde ihr ein paar ganz abgemessene Zeilen schreiben. Und sie würde daraufhin irgendwo, irgendwann mit ihm eine Aussprache haben. Und dann würde er . . . und dann würde sie . . .

Und dann . . .

Und . . .

Draußen auf dem Flur ging die Mamsell vorbei. Trotz des dicken Läufers hörte er es und erkannte ihren Schritt.

Mit einem Sprung war er an der Tür. Riß sie auf.

„Frau Sroczynska!"

Die würdige alte Dame prallte zurück.

„Erbarmen sich — der Herr Doktor!"

„Frau Sroczynska, also ich fahre doch heute auf ein paar Tage fort."

„Ich weiß, Herr Doktor."

„Also schön — dann sorgen Sie bitte, dafür, daß meine Zimmer gut in Ordnung gehalten werden und der „Prinz" regelmäßig sein Futter bekommt, und daß ihm die Anna nicht immer heimlich Zucker zusteckt — davon kriegt er bloß Plieraugen. Und hier schenk ich Ihnen hundert Mark. Die können Sie auf meine Gesundheit verjubeln. Und wenn Sie mal heiraten, stifte ich euch ein schneeweißes, kokettes Schlafzimmer mit lauter bunten Rosen bemalt. Sie sollen mal sehen, wie großartig das zu Ihrem Teint passen wird."

Die Tür flog wieder zu.

Die biedere kleine Luina Stroczynska stand wie vom Donner gerührt und starrte immer abwechselnd auf den Hundertmarkschein und auf die Tür.

Um Christi Barmherzigkeit — was war mit dem Herrn Doktor?!

Als sie sich endlich aus ihrer Erstarrung löste und die Treppe hinabstieg, zitterten ihr ein wenig die Knie.

Ihre Wangen aber brannten jungfräulich und lichterloh.

Das mit dem Schlafzimmer — woher wußte der Herr Doktor das? War der Adam Parcigis schon so weit, daß er mit dem Herrn Doktor gesprochen hatte?

Und ihr kein Sterbenswörtchen davon zu sagen!

Ja, die Männer — allweil Heimlichkeiten miteinander!

Aber im hellen Sonnenlicht überzeugte sie sich lieber doch noch einmal davon, daß der Hundertmarkschein auch keine „Blüte" war.

(Fortsetzung folgt.)

Diogenes im Konzertsaal.

Brief aus Abdera.

Herrn Timon den Jüngeren,
Hochwohlgeboren, zu Athen.

Mein Lieber!

Sie werden sich vorstellen können, wie schwer es mir wird, mich wieder an meine heimatliche Tonne zu gewöhnen. Aber die Sommerferien sind vorbei, die ich mit Ihnen zusammen auf unserer großen Vergnügungsreise verleben durfte. Vorbei ist die Zeit, da wir es uns gemeinsam in den entzückenden Luxushotels wohl sein ließen, da wir uns in den eleganten Bars mit Wein und — manchem anderen vergnügten und wir uns in den Sommertheatern an den Erzeugnissen der leichtgeschürzten Muse ergötzten. Es ist alles vorbei, aber immer noch gerät mein altes Herz in unerlaubte Schwingungen, wenn ich in den süßen Erinnerungen schwelge.

Von einem wichtigen Ereignis in meinem Heimatstädtchen möchte ich Ihnen nun berichten, und zwar von einem Konzert, an dem ich auch teilgenomemn habe. Leute, die davon etwas verstanden, sagten, es sei sehr gut gewesen. Herr Ibikus aus Athen spielte. Was er spielte, weiß ich natürlich nicht, denn es ist Ihnen ja bekannt, daß ich ziemlich musikalisch bin. Aber als mir Euphrosyne, meine Aufwärterin, sagte, als Mann von Welt dürfe ich bei der Sache nicht fehlen — sie, Euphrosyne, werde im übrigen auch da sein — da mochte ich nicht zurückstehen und beauftragte Euphrosyne, das Nötige zu veranlassen. Mit meinem Geld und einer vornehmen Ader ausgestattet, kaufte sie die besten Karten, und Sie werden sich vorstellen können, wie wehmütig mir beim Bezahlen zumute ward. Doch was tut man nicht alles, um als Mann von Welt zu gelten! Also wir gingen ins Konzert, und zwar eine halbe Stunde nach dem angesagten Beginn, denn — meinte Euphrosyne — feine Leute dürften nicht eher erscheinen. Als wir anlangten, begann das Konzert gerade. Während nun die Dame meiner Aufwartung — denn das war Euphrosyne im aktiven und im passiven Sinne — ohne weiteres eingelassen wurde, verwehrte man mir ein gleiches, weil ich mich nicht entschließen konnte, meine eben entzündete wertvolle Hamburger Importe draußen zu lassen. Obwohl die Kompromißverhandlungen noch schwebten, wurde ich aus der Tür gedrängt, die sich sofort vor mir schloß. Nun konnte ich mich wenigstens ungestört dem Genuß meiner Zigarre hingeben. In der nächsten Pause jedoch beeilte ich mich, dem Türsteher die Importe und das Recht des Weiterrauchens abzutreten, unter der Bedingung allerdings, daß mir in den Pausen die Nutznießung des Vertragsobjekts zustehen sollte, womit sich der erfreute Vertragskontrahent durchaus einverstanden erklärte.

Nunmehr schlüpfte ich unbeanstandet in den Saal, um meinem Platze zuzustreben, und Sie werden meinen Zorn ermessen können, als ich diesen bereits von einem jungen Manne besetzt fand. Dieser Mensch wich erst — nicht ohne sich zuvor in den gräßlichsten Schmähungen gegen meine ehrwürdige Gestalt ergangen zu haben.

Nachdem das Konzert bereits wieder begonnen hatte, sah ich mich im Saale um und stellte einen durchdringenden Gummigeruch fest, der von den Herren herzurühren schien, die mit Gummimänteln bekleidet waren und diese im Konzertsaal anscheinend nicht missen wollten. Euphrosyne, nach den Ursachen dieser wirklich befremdenden Tatsache befragt, erklärte laut — denn die Musik war mit erheblichem Geräusch verbunden — und sichtlich empört, daß nach dem durch die Inflation verschuldeten Zusammenbruch der alten Drachmenwährung eine Kleiderablagegebühr von 50 Lepta in der neuen Goldwährung entschieden etwas happig sei; Neopatra, die Kleiderablagebesitzersgattin, würde zweifellos auch dann ein gutes Geschäft gemacht haben, wenn sie die Hälfte genommen hätte. Deshalb habe sie selbst, setzte Euphrosyne stolz hinzu, auch ihren Saalmantel — beiläufig bemerkt: er war nicht echt! — und ihre Blaufuchsboa — die von derselben Güte war! — in den Saal hineingenommen. Wir unterhielten uns noch eine Weile in angeregtem Gespräch, bis die nächste Ruhepause der Musik uns zwang, angesichts des gewaltig um sich greifenden Händeklatschens ebenfalls zu zeigen, daß auch wir genügend Kunstverständnis besaßen, um dem strebsamen Spieler unseren Beifall laut zum Ausdruck zu bringen.

Ein Herr vor mir allerdings — ich nehme an, daß er nicht von hier war — gebärdete sich sehr entrüstet, rief so ungebührlich laut nach Ruhe, daß er von der begeistert erregten Menge fast gelyncht worden wäre, und erklärte, es sei unerhört, daß zwischen den einzelnen Sätzen geklatscht werde, denn das zerstöre gänzlich die gedankliche Einheit des Tonwerks! Banausenhafter Kerl, nicht wahr? Er wird wohl kaum von hier sein, denn solche Leute gibt es in Abdera nicht. Wagte dieser abscheuliche Mensch mit der zerstörten Gedankeneinheit doch noch, obwohl die Menge gegen ihn sichtlich erregt war, von einem zweifelsohne sehr ungezogenen Konzertspieler zu erzählen, der in einem ähnlichen Falle dem Saal einfach den Rücken zugewendet und sich zur Wand verbeugt habe. Unerhörte Mißachtung des souveränen Volkes! — Es waren aber auch noch andere Personen im Saal vorhanden, welche sich nicht zu benehmen wußten. Saß da neben mir ein Herr, der während der künstlerischen Darbietungen stets schlief und uns durch sein undezentes Schnarchen empfindlich in der Unterhaltung störte, der aber in den Pausen regelmäßig erwachte und in offensichtlicher Verzückung Beifall klatschte. Dieser unglückselige Menschenwurm wurde durch eine Kunstpause des Spielers irregeführt und klatschte Beifall. Darob allgemeine Verwirrung — viele klatschen mit, andere nicht, so daß ich mich veranlaßt sah, meinem amusischen Nebenmann mit einer gehässigen Bemerkung einen moralischen Kinnhaken à la Jiu Jitsu zu versetzen, der ihn jäh zum Schweigen brachte.

Nachdem sich jedoch die Lage geklärt und mein Nachbar nach einigem Schmerzensgestöhn das Unrechte seines Tuns eingesehen hatte, zeigte er sich recht gemütlich und lud mich in der nächsten Pause zu einem Schoppen Bier ein. Ich nahm die überaus freundliche Einladung dankend an. Leider vergaßen wir über dem Genuß des Bieres das Konzert, aber wir befanden uns in bester Gesellschaft, denn es hatten sich noch einige andere kunstverständige Herren eingefunden, die mit großer und bei jedem weiteren Glas sich steigernder Sachkenntnis die musikalischen Leistungen des Herrn Ibikus zu würdigen wußten. Als im Saal das Konzert aus war, erschien Euphrosyne, führte mich erbarmungslos ab und zerrte mich nach meiner heimatlichen Tonne hin, was bei meiner zwar aufrechten, aber doch schwankenden Gestalt nicht ganz einfach war, zumal ich mich noch veranlaßt sah, unsere nächtliche Wanderung durch das mondbeschienene Städtchen mit einem erheblichen Cantus

zu verschönen. Am nächsten Morgen schrieb ich mit dickem Ölkopf einen Brief an den „Generalanzeiger für Korinth und Umgebung“, enthaltend einen schwungvollen Konzertbericht. Denn man muß zusehen, daß man in diesen schlechten Zeiten Geld verdient.

Leben Sie wohl, mein Lieber, und seien Sie bestens gegrüßt

von Ihrem freundschaftlichst ergebenen
Diogenes aus Sinope,
z. Zt. Abdera.

Wirtshausanekdote.

Erzählt von Friedrich Lindemann-Bremen.

In einer kleinen Stadt des alten Königreichs Hannover, die —, wenn auch sonst ziemlich verschlafen und unbedeutend — doch sehr viel von Fremden besucht war, gab es in der gleichen Straße zwei Gasthäuser, die gegeneinander in einem steten Widerstreit um die Gunst der Durchreisenden lagen. Das eine Haus aber fand dabei doch immer den meisten Zuspruch und mußte oft genug noch spät ankommende Reisende wieder fort- und zu seinem Widerpart hinüberschicken, denn es führte einen zwar etwas wunderlichen Namen, der aber wegen dieser Wunderlichkeit weit bekannt und berühmt war, nämlich „Das Kamel“.

Doch darf man aus dieser Bezeichnung beileibe keine Schlüsse ziehen wollen. Sie stammte aus einer alten Zeit, die solche Dinge liebte und in der auch die Kamele noch bedeutend weniger häufig waren als heutzutage. Jedenfalls lag schon in diesem Namen und in dem verschnörkelten Eisenschilde, das sich über die Straße reckte, das Alter des Hauses und damit sein Ruf beschlossen. Der Wirt dagegen war ein neuer, d. h. einer der neuen Zeit, die für solche liebwerten, immer mit einem leisen Lächeln umflogenen Dinge keinen Sinn mehr hat. Es war darum auch Tag und Nacht sein Grübeln, wie er diesen, ihm für die Würde seines Hauses unpassend erscheinenden Namen in einen wohlklingenderen umwandeln könne.

Da bot sich ihm eine Gelegenheit, die er dann auch als Mann der neuen Zeit geschickt zu nutzen verstand. Der König von Hannover fühlte nämlich einmal wieder das Bedürfnis, sich seinen treuen Untertanen, und also auch dem Städtchen mit den zwei Wirtshäusern, in höchsteigener Person zu zeigen. Als er dann sogar die Nacht in eben dem Städtchen zu verbringen beschloß, gab es auch weiter kein Überlegen, daß er natürlich mit seinem gesamten Hofstaat im „Kamel“ abstieg.

Da nun allerhöchstdero Träume unter diesem Dache wahrhaft heitere gewesen zu sein schienen, und der Fürst sich am anderen Morgen leutselig mit dem Wirte in ein bedeutendes Gespräch einließ, wagte es dieser denn, um auch seinen eigenen Träumen in Zukunft den gleichen heiteren Schimmer zu verleihen, in aller Bescheidenheit und Ergebenheit mit einem kleinen Anliegen herauszurücken. Er bat nämlich um seiner Königstreue, wie er sagte, auch einmal einen — wenn auch winzigen — äußerlich sichtbaren Ausdruck zu geben, um die allerhöchste Gnade, den Namen seines Hauses, zugleich auch in Erinnerung an die Ehre, die der Stadt und im besonderen auch ihm widerfahren, umändern zu dürfen in „König von Hannover.“ Der wohlgelaunte Fürst gewährte, bedachte dagegen dabei wohl nicht, daß hier einmal der zweifellos seltene, aber doch nicht so ganz der Möglichkeit einer — gewiß schändlichen — Blasphemie aus dem Wege gehende Fall eintrat, daß ein König an Stelle eines Kameles aufgehängt wurde, denn kaum hatte die letzte Equipage das Tor verlassen, als auch schon das alte Wirtshausschild mit dem neuen, in kluger Voraussicht bereits vorher bestellten ausgetauscht wurde.

Da aber geschah das Merkwürdige, daß auch das andere Wirtshaus plötzlich eine Umtaufe vornahm. Hatte es vorher den doch so schönen und poetischen Namen, der dabei, allerdings etwas wenig patriotisch, an das Wappen der — Gott sei ihrer Seele gnädig! — französischen Könige gemahnte: „Die drei Lilien“ geführt, so bekam es jetzt die seltsame Leidenschaft sich selbst zu erniedrigen, indem es noch dazu das Kleid umhängte, das sein Widersacher gerade abgelegt hatte, es nannte sich selbst „Das Kamel“.

Aber nach kurzer Zeit schon zeigte sich, daß das Unverständliche dieser Handlungsweise doch nicht so ganz unklug gewesen war, denn all die Fremden, die draußen immer nur den weitbekannten Namen gehört hatten, ließen nun den „König von Hannover“ hängen und gingen geradewegs weiter in das „Kamel“; ja, das Blatt wandte sich bald sogar soweit, daß jetzt der einst so Begünstigte nun der letzte Unterschlupf der zu spät gekommenen oder drüben abgewiesenen Reisenden wurde.

Das ging natürlich dem Wirte zu nahe. Ganz verzweifelt sah er wohl eine Zeitlang fassungslos dem Treiben zu, aber als er sich endlich wieder soweit gefunden, daß er nach irgendeinem Ausweg zu suchen begann, blieb ihm doch immer nur einer übrig.

Eines guten Morgens sah man denn auch den Schmied auf der Leiter sitzen, um den „König von Hannover“ abzusägen, und der Wirt stand davor, blickte mit einem unbestimmten Ausdruck auf seinem Gesichte in die Höhe und hielt quer vor seinem rundlichen Bauche ein Schild, auf dem zu lesen stand: „Das alleinechte, alte Kamel“.

□□ Bunte Chronik □□

*** Das Ende einer 1200jährigen Linde.** Die 1200jährige Linde bei Gerolstein in der Eifel, die nachweisbar im Jahre 763 gepflanzt worden ist, ist dem Unwetter, das vor kurzem in der Eifel herrschte, zum Opfer gefallen. Es ist nur noch ein Teil des Stammes stehen geblieben, dessen Inneres man mit Sand ausfüllen will, um den Stamm noch möglichst lange als historisches Denkmal zu erhalten. Das Nutzholz, das der umgeworfene Baum ergibt, wird auf 50 Kubikmeter geschätzt.

*

*** Bestrahlte Milch als Heilmittel.** Der Dozent György an der Univ.-Kinderklinik in Heidelberg machte mit bestrahlter Milch Heilversuche an rachitis- und tetanuskranken Kindern, über die er in der „Klinischen Wochenschrift“ berichtet. Gewöhnliche, dem Alter des Kindes entsprechende Milchverdünnungen wurden in Gefäßen mit breiter Oberfläche eine halbe bis eine Stunde durch die Quarzlampe bestrahlt und schwer rachitischen und tetanuskranken Kindern ohne jede andere Therapie verabreicht. In vier bis sechs Wochen stellten sich auffallende Besserungen ein. Die Versuche werden fortgesetzt. Sollte das Verfahren sich bewähren, so wäre das natürlich von weittragender Bedeutung.

*

*** Wie hoch und wie weit fliegen die Vögel?** Am höchsten von allen Vögeln der Erde erhebt sich der Kondor in die Lüfte. Nach den neuesten Messungen findet er die Vertikalgrenze seines Fluges erst in 6500 Meter Höhe. Falken erreichen eine Flughöhe von 4000 Meter. Am weitesten fliegen die Seevögel, die sich aber niemals so hoch in die Lüfte erheben. Tauchvögel dehnen dagegen wieder ihre Exkursionen unter der Meeresfläche bis auf etwa 30 Meter Tiefe aus. Unter den Seevögeln finden sich ausgeprägte Kosmopoliten, die auf unserem Planeten überall da zu Hause sind, wo es ihnen gut geht, und die nach Dr. Karl Wenke „in dieser Hinsicht nur von den Urtieren des Meeres übertrumpft werden, die in ihrem weniger wechselvollen Lebenselemente sich ganz gewiß so weit den Polen nähern, als es überhaupt flüssiges Wasser (im Gegensatz zum gefrorenen) gibt“.

*

*** König und Quäker.** Als Karl II. von England dem Quäker Penn einst eine Audienz gewährt hatte, betrat dieser den Empfangssaal mit bedecktem Haupt. Ohne ein Wort zu sagen, nahm der König seinen Hut ab und legte ihn beiseite, worauf Penn bemerkte: „Freund Karl, warum ziehst du deinen Hut ab?“ — „Weil“, erwiderte der König, „es hier einmal so Sitte ist, daß nur einer ihn aufbehält.“



*** Erkannt.** Baronin: „Ist mein Mann nicht da?“ — Diener: „Der Herr Baron ist im Bibliothekzimmer beschäftigt!“ — Baronin: „So wecken Sie ihn auf — es ist Besuch da!“

*

*** Erklärlich.** „Haben Sie denn nichts von der neuesten Skandalgeschichte gehört?“ „Nein.“ „Aber sie passierte doch in Ihrer unmittelbaren Nachbarschaft?“ „Das mag schon sein, aber meine Frau ist verreist.“

*

*** Beim Huteinkauf.** „Der Hut macht gnädige Frau um 10 Jahre jünger“, flötet die Verkäuferin. „Dann ist er nichts für mich“, lehnt die Dame barsch ab, „wenn ich ihn abnehme, sehe ich zehn Jahre älter aus.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.